Objekttyp: **Issue**

Zeitschrift: **Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur**

Band (Jahr): **8 (1926)**

Heft 38

PDF erstellt am: **11.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Lit. Schweiz. Landesbibliothek, Bern

Schweizer Frauenblatt

Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur

Offizielles Publikationsorgan des Bundes Schweizerischer Frauenvereine.

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Post jährlich Fr. 10.30, halbjährlich Fr. 5.30, vierteljährlich Fr. 3.20. Für das Ausland wird das Porto zu obigen Preisen hinzugerechnet. / Einzelnummern kosten 20 Rp. Erhältlich auch in sämtlichen Bahnhof-Kiosken.

Erscheint jeden Freitag
Verlag: Genossenschaft „Schweizer Frauenblatt", Zürich

Inseratenpreis: Für die Schweiz: Die einspaltige Nonpareillezeile 30 Rp., Ausland 40 Rp. Reklamen Schweiz Fr. 1.50, Ausland Fr. 2.- per Zeile, Chiffregebühr 50 Rp. Keine Verbindlichkeit für Plazierungsvorschriften der Inserate. / Inseratenschluß: Mittwoch Abend

Administration und **Inseraten-Annahme:** Ovag A.-G., Zürich, Gfellstraße 48, Telephon S. 65.49, Postcheck-Konto VIII 3001 / **Druck und Expedition:** Buch- und Kunstdruckerei A. Peter, Pfäffikon-Zürich, Tel. 60

Nr. 38 — **Zürich, 17. September 1926** — **VIII. Jahrgang**

Wochenchronik.

Schweiz.

Nach der üblichen Sommerpause beginnt sich das innerpolitische Leben wieder zu regen. Die parlamentarischen Kommissionen treten da und dort auf einem schönen Fleck unseres Landes zusammen, um vor der nahen Herbstsession der eidgen. Räte noch ein Stück Arbeit zu leisten. So tagte im lieblichen Heiden die nationalrätliche Kommission für das eidgenössische Strafgesetzbuch, um zunächst den 6. Abschnitt des besondern Teils betreffend Vergehen gegen die Familie zu beraten. Langen Erörterungen rief das Delikt „Ehebruch". Nicht alle kantonalen Strafgesetze kennen dasselbe. Es wurde nun von sozialdemokratischer Seite der Antrag gestellt, den Ehebruch als Delikt fallen zu lassen. Die Mehrheit der Kommission sprach sich aber für Beibehalten aus, immerhin mit gewissen Modifikationen. Strafbar ist nach der von der Kommission angenommenen Fassung der Ehebruch nur dann, wenn die Ehe wegen Ehebruchs gerichtlich geschieden wird. Von der Strafe kann Umgang genommen werden, wenn zur Zeit der Verfehlung die häusliche Gemeinschaft nicht bestand. — Dem bundesrätlichen Entwurf wurde zugestimmt, bei den Strafbestimmungen betr. die Blutschande, mehrfache Ehe, Unterdrückung und Fälschung des Familienstandes.

Eine eingehende Aussprache erfolgte über das Delikt: „Vernachlässigung familienrechtlicher Pflichten". Hier wurde grundsätzlich festgelegt, daß nicht nur die Vernachlässigung der Pflichten gegenüber der ehelichen Familie unter Strafe fällt, sondern auch die Vernachlässigung der Unterstützungspflicht gegenüber der außerehelichen Mutter und den außerehelichen Kindern. Die bundesrätliche Vorlage spricht im letztern Fall nur von Strafe, wenn es sich um außereheliche Mütter in bedrängter Lage handelt. Die von dieser Einschränkung absehende Fassung der Kommission lautet:

„Wer aus bösem Willen, aus Arbeitsscheu, oder aus Liederlichkeit die familienrechtliche Unterhalts- oder Unterstützungspflichten gegenüber seinen Angehörigen nicht erfüllt,

wer aus bösem Willen, aus Arbeitsscheu oder aus Liederlichkeit die ihm aus Gesetz oder freiwilliger Anerkennung obliegenden vermögensrechtlichen Pflichten gegenüber einer von ihm außerehelich Geschwängerten oder gegenüber seinem außerehelichen Kinde nicht erfüllt,

wird mit Gefängnis bestraft."

Mit politischen Tagesfragen befaßten sich in interessanter Weise die Versammlungen der Neuen helvetischen Gesellschaft am 12. ds. Mts. auf Gurten-Kulm und die Schweiz. Gemeinnützige Gesellschaft am 14. ds. in Basel. Angesichts antidemokratischer Strömungen, die sich namentlich in Kreisen junger westschweizerischer Politiker geltend machen und in den Nationalistes-antidemocratiques ihren Gipfelpunkt erreicht haben, war es höchst begrüßenswert, daß politisch erfahrene und urteilskräftige Männer wie Dr. Oeri, Basler Nachrichten und Redakteur Rigassi, Gazette de Lausanne, im Schoße der N. H. G., unter dem Titel „Demokratie, Parlamentarismus und Diktatur" in das Wirrsaal der heutigen politischen Ansichten hineinleuchteten und feststellten, daß die Demokratie die einzige für unser Land denkbare Regierungsform und die Voraussetzung eines gesunden aufbauenden Staatslebens ist. Die Schweiz. gemeinnützige Gesellschaft einigte sich nach lebhafter Diskussion über Fragen der Alkoholgesetzgebung auf folgender Resolution:

„Die Schweizerische Gemeinnützige Gesellschaft beschließt, für die dringend nötige Neuordnung unserer Alkoholgesetzgebung mit aller Kraft einzutreten und erbittet die aktive Mithilfe aller Kreise zur wirksamen Bekämpfung der Schnapsgefahr."

Ausland.

Da an anderer Stelle des Blattes über die Völkerbundsversammlung berichtet wird, beschränken wir uns auf den Hinweis, daß durch die Ratifikation der Beschlüsse von Locarno als erste Folge der Aufnahme Deutschlands eine Atmosphäre der Zuversicht und des Vertrauens geschaffen wurde, wie sie in der internationalen Politik wohl noch selten bestand. Der Austritt Spaniens wirkt darum um so befremdender, und erscheint als schwerer diplomatischer Fehler, allein die zweijährige Kündigungsfrist gibt der spanischen Regierung reichlich Zeit, sich wieder zurückzufinden. Italien steht im Zeichen des dritten Mussolini-Attentats, das will sagen, eines neuen, heftigen Aufflackerns des Fascismus. Mit der sofortigen Aufnahme der Todesstrafe für politische Verbrecher in das italienische Strafgesetzbuch beabsichtigt der Ministerpräsident eine reaktionäre Maßnahme, die des alten Zarenreichs würdig wäre. Der Zorn des Duce richtet sich gegen Frankreich, wo der Attentäter wohnhaft war, dort aber weist man die italienischen Anschuldigungen empört zurück.

Ob es in diesem Zeitpunkt der Völkerversöhnung klug war, darüber läßt sich streiten, jedenfalls war es Absicht, daß der österreichisch-deutsche Volksbund am 12. ds. in Düsseldorf eine große Kundgebung für den Anschluß Oesterreichs an Deutschland veranstaltete. Alt Bundeskanzler Dr. Renner bezeichnete den Anschluß als eine Existenzbedingung für Oesterreich, dessen wirtschaftliche Lage ohne Hinterland trotz aller Völkerbundshilfe trostlos sei und bleibe. Reichstagspräsident Loebe schloß seine Düsseldorfer Rede mit folgenden Worten: Wir müssen im Völkerbund dafür sorgen, daß das Selbstbestimmungsrecht der Völker zu seinem Rechte kommt und daß die Verbindung von Deutschland und Oesterreich zur großen deutschen Republik Tatsache wird."

Erotik und Askese.

Von Rosa Mayreder.

I.

Man faßt gewöhnlich Askese und Erotik als Gegensätze auf, die einander verneinen. Unter Askese begreift man die Abkehr von aller Sinnenlust, unter Erotik den wesentlichen Bestandteil derselben. Daß aber eine viel tiefere Beziehung zwischen diesen beiden seelischen Richtungen besteht, ist noch kaum beleuchtet worden — sofern man nämlich als Erotik nicht die primitiv triebhafte Sexualität, sondern ihre Differenzierung zu höheren psychischen Erscheinungen versteht.

Es ist eine genugsam bekannte Tatsache, daß der Mensch als Kulturwesen mit seinen Aufgaben als Naturwesen nicht ganz übereinstimmt, oder anders ausgedrückt: daß Kultur den Menschen in einen Gegensatz zur Natur bringt. Ein Vergleich mit dem Verhalten primitiver Völker in geschlechtlichen Dingen gereicht der Kulturmenschheit nicht zum Vorteil; und es ist nicht zu leugnen, daß die Zustände im Gemeinschaftsleben jener Völker wie die Vorstellungen, die sie sich über die Sexualität bilden, weit eher der Bedeutung entsprechen, die dem Geschlechtstrieb als Mittel der Gattungserhaltung zukommt. Hingegen zeigt die Kulturgeschichte, ganz abgesehen von aller Leichtfertigkeit und Lascivität, die das sexuelle Gebiet entwürdigt, daß gerade die Ernstesten, die am stärksten von höheren Lebensideen Ergriffenen die Sexualität als Lebenselement herabgesetzt und den Trieb, der die Quelle ewiger Lebenserneuerung ist, zum Gegenstand der Scham, des schlechten Gewissens, der sittlichen Auflehnung gemacht haben.

Auch wo noch von einer asketischen Auffassung im Sinne der Verwerfung — wie in der christlichen Anschauung — keine Spur zu finden ist, wird der Enthaltsamkeit schon eine große Bedeutung beigemessen. Die Beobachtung, daß der Widerstand gegen die Gewalt des Naturtriebes die Kraft des Menschen nach einer anderen Richtung erhöht, scheint eben in sehr frühe Zeiten hinunter zu reichen.

Zwei Welten scheiden sich damit in der menschlichen Natur. Aus dem Sinnenwesen, das den elementaren Naturgewalten untertan ist, beginnt sich der Mensch als geistiges Wesen zu entfalten und sich ihnen Kraft eines Vermögens gegenüberzustellen, das er allein vor allen anderen Wesen der Welt besitzt. Körper und Seele erscheinen fortan im menschlichen Bewußtsein als getrennte Gebiete —, ja als Gegensätze; und aus dieser Scheidung entspringt eine wunderbare Vorstellung, die jahrtausendelang die Menschheit mit religiöser Gewalt beherrscht — die Vorstellung, daß ein Dämon höherer Art die Seele, den menschlichen Körper bewohne, daß der Körper nur ein Gefängnis der Seele sei, und daß sie ihre wahre Heimat in einem Jenseits, in der Welt des Göttlichen habe. Aber der Preis dafür ist eben die Askese. Askese — das heißt die durch den Willen bewirkte Eindämmung oder auch völlige Ertötung der aus dem körperlichen Leben herstammenden Begierden und Affekte zu Gunsten einer höheren Idee.

Diese Auffassung hat — nicht zuerst, sondern zuletzt — als grundlegende Idee des religiösen Bewußtseins in der christlichen Askese ihre äußerste Konsequenz gezogen. Wenn das Christentum als eine Synthese hellenischer und jüdischer Geisteselemente zu betrachten ist, so scheint seine asketische Tendenz aus den orphisch-platonischen Einflüssen herzustammen. Die heroische Gewalt, mit welcher der Geist in der menschlichen Natur um die Oberhoheit ringt, zeigt sich nirgends deutlicher als in den Vorstellungen, die er über die metaphysische Bedeutung des menschlichen Verhaltens in Dingen der Sexualität ausbildet, und in den Wertsetzungen, die damit einhergehen.

Je stärker die Ansprüche des Geistes werden, desto mehr fühlt er sich durch die Ansprüche der Sinnlichkeit beeinträchtigt. Der erste christliche Zeuge dafür ist der Apostel Paulus, bei dem die asketische Tendenz in vielerlei Aussprüchen deutlich sichtbar wird; er ist der erste in der langen Reihe christlicher Heiliger, die den Weg zu Gott in der Abtötung des Fleisches suchten. Zugleich ist er einer der ersten, der dem Zwiespalt der menschlichen Natur zwischen den Ansprüchen des Körpers und den Ansprüchen des Geistes ergreifenden Ausdruck verliehen hat. Man muß da fragen: welche Tatsache des Seelenlebens stand hinter dem Widerstreben gegen die Sexualität? Welcher psychische Vorgang hat den Anstoß gegeben, daß die Asketen der Vergangenheit gerade in den geschlechtlichen Dingen etwas Sündhaftes, ein Hindernis der Erlösung, einen Abfall von Gott erblicken konnten? Wir wissen, daß schon lange vor der Verbreitung christlicher Anschauungen der Gegensatz bekannt war, der zwischen dem sexuellen und dem geistigen Leben besteht. Zu diesem Gegensatz zwischen den geistigen Ansprüchen und den sexuellen, der „Gehirn und Geschlecht" als einander feindliche Pole erscheinen läßt, gesellt sich eine andere Störung, die das höhere Seelenleben durch die Sexualität erleidet. Es ist ein physiologisches Gesetz, daß jeder Erregung ein Rückschlag folgt; der Grad der Anspannung bestimmt den Grad der Abspannung. Je empfindlicher die seelische Konstitution eines Menschen ist, desto peinlicher wird ihm diese Störung des inneren Gleichgewichtes, namentlich wenn der geistige Ehrgeiz bei ihm die Herrschaft führt. Dieser Ehrgeiz duldet keine Macht neben sich, die ihn von Zeit zu Zeit absetzt, um dem Elementaren Raum zu gewähren. Dazu kommt, daß die Uebel und Leiden, mit denen das Erdendasein behaftet ist, bei zunehmender Intensivierung des Seelenlebens immer unerträglicher werden. Man entrinnt ihnen am ehesten durch die Flucht in einen kontemplativen Gemütszustand, dessen Gleichgewicht durch Affekte nicht gestört werden soll. Auf dieser Stufe waren dem Menschen die physischen Genüsse der Sexualität verleidet — und die sublimierten Genüsse, die aus der Verknüpfung der sexuellen Impulse mit seelischem Gehalt hervorgehen, gewährte ihm seine Konstitution nicht. Liebe kannte er nur als einen von sexueller Betonung völlig freien Ge-

---

Feuilleton.

Broneli.

Von Josef Reinhart.

(Fortsetzung.)

Broneli will ein wenig stricken, aber die Finger zittern, und tief holt es den Atem, im Stüblein wird's eng, es muß vor die Tür. Hinter dem Haus stehen Tannen schwärzer als sonst, als ob sie näher aus dem Wald kommen. Broneli hat eine Angst, es meint, es müsse rufen das Dorf hinab: „Wo seid Ihr, Herr?"

Wenn es wüßte, daß er krank wäre, es ginge jetzt in der Dämmerung hinab, aber er hätte ihm doch Bericht gesandt: „Ich kann heut' nicht zu Dir ins Häuslein kommen, ich bin krank, komm Du zu mir."

Als es schon dämmert, kommt unten auf dem Gäßlein ein Mensch, aber der Nebel vor den Augen und die Dämmerung lassen ihn nicht erkennen. Denn wie er näher kommt, ist's ein Schulkind, das aus dem Dorf nach den Höfen will, im schwarzen Kleid. Scheu und mit schwachem Gruß will es vorbei. „Du Liseli, woher kommst jetzt?" Bronelis Stimme zittert vor Angst. Das Kind erstaunt, fragt mit großen Augen: „Ja, wißt Ihr noch nichts?" Broneli kam hastig näher. „Wegen dem alten Herrn? In der Kirche liegt seine Lych!" Broneli fährt zusammen, sein Stock zittert, dann steht es da und schaut gradaus, als ob es zu Stein geworden wäre. Aber das Kind gewahrt es nicht im eifrigen Erzählen: „Ja, schön, schön ist er. Im Chor, grad vor dem Altar. Wir sind ihm go bätte. Schön ist er, als wie im Schlaf — und "

Da schaut das Kind von ungefähr zu Broneli auf, das steht verloren da, das Kind hat Angst vor seinem Blick, bricht seine Worte ab und kehrt ihm schaudernd den Rücken. „Tot", das konnte Broneli lange nicht fassen, daß der Mensch, der ihm das Glück gebracht, tot sein soll. Langsam, mit schwankendem Schritt, geht es zur Tür. Aber wie es den Fuß über die Schwelle setzt, stößt es einen leisen Schrei aus: „Tot und deinetwegen!"

Und alles, was es dunkel geahnt und gesehen, war ihm klar: „Krank war er, als er kam, und deinetwegen zwang er sich und hat den Tod geholt." Es stand an der Schwelle und sank nieder, die Füße wollten es nicht mehr tragen. Jetzt wollte es auch nicht mehr leben. Lange kauerte es, den Kopf auf den Armen, klein und armselig fast wie ein Kind. Aber mit einemmal kam das Leben wieder in den geringen Leib.

„Sterben!" rief es, „nein, jetzt nicht sterben, es wäre nicht schön. Er ist zu dir gekommen. Jetzt will ich zu ihm gehen, wie er zu mir, es wär nit schön, jetzt sterben!"

Und den Stock brauchte es nun nicht mehr, fast eilig, als hätte es viel zu versäumen, hastete Broneli in die Stube, bindet das schwarze Tüchlein um den Kopf, hebt den Rosenkranz von der Wand, und wie es auf die Schwelle tritt, ist sein Gesicht bleich wie der Schnee. Als es den Schritt schon in den Weg getan, hört es den Ruf des Geißleins: „Ein Arm voll Futter, es möcht' dir lang sein, bis Broneli wiederkommt!"

Dann stapfte es an seinem Stock tapfer in den dämmernden Abend hinein, so tapfer wie seit vielen Jahren nie.

Vom Waldrand streicht die Nacht, ein frischer Schnee ist gefallen, liegt grau und schwer auf den Matten, und Baum und Haus im Dorf sind schwarz, ein verlorenes Lichtlein flackert da und dort, und kein Ton dringt an Bronelis Ohr, es ist, als ob das ganze Dorf im Schlaf und Schweigen läge. Der Kirchturm ragt über alles hoch hinaus, und die zwei runden Fenster schauen herab als große Augen, wie erstaunt, daß Broneli noch unterwegs. Und Broneli hastet und steckelt feldein; so mühsam sonst das Gehen war, jetzt spürt es keine Schmerzen, es denkt nur eins: „Wenn ich doch zu ihm gehen und ihn sehen könnte!" Wenn die Kirchtür geschlossen wär und er die ganze Nacht allein, und es müßte wieder heim, das könnte es nicht, es müßte rufen: „Tut mir auf, ich muß ihn sehen, muß wachen bei ihm, er kam auch zu mir!"

Es ist ein weiter Weg, als ob die Häuser und die Kirche, die doch zum Greifen nahe, vor ihm fliehen würden. Aber jeder Schritt erinnerte Broneli daran, daß er ihn manchmal und mühsam getan und jeden Schritt um seinetwillen. Endlich geht's keuchend die Kirchhoftreppe hinan, aber es will nicht rasten, bis es oben ist.

Und die Kirchentür ist offen. — Ein Schauder geht Broneli von der Hand bis ins Herz, als es den eisernen Griff erfaßt und die Tür girrt, daß es durch die leere Kirche dringt wie ein langer Seufzer. Jetzt steht es in der Kirche, dunkel ist's, man unterscheidet kaum die vordern Reihen der Bänke, in den Fenstern stehen die Bilder der Heiligen in dunklen Gestalten, und vorn unter dem heiligen Licht brennen die Kerzen und beleuchten sein Gesicht. So ist's daß Broneli meint, es müsse sein Herz pochen hören in dem weiten Kirchenraum. Der Atem geht schwer, an einem Pfosten muß es sich stützen, und es betet: „Lieber Heiland, gib du mir Kraft!"

Als es Amen gesagt, war ein wenig Mut in seinem Herzen, und es ging hinein und schrak nicht zusammen, wenn sein Stock auf den Boden niedersetzte.

Da stand es im Chor und schaute ihm ins Gesicht. Er lag wie im Schlaf, bleich die Wangen und weiß die hohe Stirne, wie aus Wachs gebildet liegen die Hände gefaltet auf der Brust. Aber doch sind es nicht die gleichen Züge. Er hat wohl viel gelitten in diesen Tagen, hager sind Stirn und Kinn geworden, um den schmalen Mund liegt ein bitterer Zug, wie wenn einer in Gram und Bitternis aus dem Leben gegangen.

Ein Erbarmen kam über Broneli, als es neben dem Toten stand. Und wie es ihn ansah und kein Auge mehr von ihm wandte und die Tränen über seine Wangen liefen, war es ihm, es müßte sinnen was es für seinen Freund noch tun könnte. Und denn leuchtet's in seinen Augen wie ein aufflakkerndes Flämmlein und breitet sich wie heller Schein über das Gesicht: „Bei ihm will ich bleiben in der Nacht, daß er nicht einzig ist."

Wärmer ist ihm dabei geworden, wie wenn es einem Hungernden ein Stück Brot gereicht. Es kniet nieder und betet, ein Vaterunser nach dem andern, zuversichtlich und emsig, und denkt bei jeder Bitte, „es ist für ihn, es ist für ihn!"

Es betet lang. Einmal fährt es zusammen, ratlos und hilflos suchen seine Augen ein Versteck, wie ein aufgescheuchter Vogel. Auf der Kirchentreppe dröhnen schwere Tritte und Schlüssel klirren. Der Sigrist will Betzeit läuten und die Kirche schließen. Wie ein Wetterschein huscht Broneli über den Boden, duckte sich, in der Dunkelheit wartet es, während der Sigrist durch die Kirche schreitet, fast hastig, als ob ihn schauderte, dem Toten das Weihwasser reicht, und flüchtig sich bekreuzend nach dem Glockenhaus

mütszustand: als Nächstenliebe, als Gottesliebe suchte er ihn mit aller Inbrunst in sich zu entfalten.

Wir haben bisher zwei Motivationen der Askese kennen gelernt — die intellektuelle, die der Seele eine durch Ueberwindung der sinnlichen Liebe zu erlangende Heimat im Jenseits zuerkannt, und die psychologische, die den Anlaß der Askese aus einem ungelösten Zwiespalt einander bekämpfender Triebrichtungen herleitet. In dieser psychologischen Motivation läßt sich noch ein anderes Moment erkennen, das in dem Verhältnis von Askese und Erotik ausschlaggebende Bedeutung gewinnen sollte: die Entwicklung der Persönlichkeit. — Betrachtet man die Kulturgeschichte auf den Prozeß der Persönlichkeit hin, dann gebührt der christlichen Lehre von der Erlösung durch den Opfertod Christi eine besondere Stellung. Sie leitet eine neue Epoche des menschlichen Selbstbewußtseins ein. Denn der Sohn Gottes, der sich selbst zum Opfer bringt, um den Zorn des Vaters von der Menschheit abzuwenden, setzt sie in ein ganz anderes Verhältnis zum Göttlichen, als es bis dahin gedacht wurde. Durch die ungeheure Tat des Opfertodes ist jederEinzelne von dem Erbübel, das dem Menschentum anhaftet, losgekauft, jeder Einzelne Gegenstand der Liebe, Teilhaber an der Person Christi. Auf diese Weise tritt der Mensch zu Gott in das Verhältnis der Kindschaft; und Kraft dieser Gotteskindschaft wird er aus einem Mittel und Werkzeug ein Wesen mit Eigenwert, berufen zur selbständigen Herrschaft über die Dämonen des elementaren Lebens.

Wenn wir fragen, wie das Persönlichkeitsbewußtsein in der menschlichen Psyche entstanden ist, so finden wir in der Askese jenen Faktor, der diese Entfaltung am meisten begünstigte. Persönlichkeit sein heißt, sich dem unberechenbaren Walten blinder Naturkräfte selbständig so weit gegenüber stellen, als es durch die Macht des eigenen Willens möglich ist. Die Auszeichnung der Geschlechtsliebe im Hinblick auf die Entwicklung der Persönlichkeit besteht darin, daß sie eine organische Verbindung jener getrennten Bewußtseinsgebiete herstellt, die Körper und Seele heißen. Als Liebesbeweis, als Hingegebenheit an eine bestimmte Person wird das sexuelle Begehren mit Vorstellungen verknüpft, die aus dem Reich des Geistes, des Göttlichen herstammen. Kraft dieser Verknüpfung erhält das Geschlechtliche in der Seele eine ganz andere Gefühlsbetonung. Der von Liebe ergriffene Mensch fühlt sich nicht willenlos überwältigt; das durch den eigenen Willen gebilligte Verlangen erscheint nicht wie die unpersönliche Begierde als das Werk einer fremden Gewalt, weil es zu dem Empfindungskomplex des Persönlichen gehört. Die Voraussetzung dafür ist ein Verhalten, das man als **bedingte** Askese bezeichnen kann. (Schluß folgt.)

Der 10. September 1926.

Es ist nicht zu viel gesagt, wenn wir behaupten, am 10. September wieder einen Tag der Weltgeschichte miterlebt zu haben, Zeugen eines historischen Ereignisses gewesen zu sein.

Die **Aufnahme Deutschlands in den Völkerbund** hat sich in der Tat in einer Feierlichkeit und Hochstimmung vollzogen, die der Bedeutung des Augenblicks vollkommenen Ausdruck verlieh. Denn welche Wandlung! Welche schier unglaubliche Umkehr in der Gesinnung der Völker! Heute, knapp sieben Jahre nach jenem für die Deutschen so demütigenden Friedensschluß in Versailles, halten sie unter dem Jubel und der begeisterten, der einmütigen Zustimmung der Völker der Welt ihren Einzug in Genf, im Völkerbund, im Kreise der Nationen! Daß solches möglich war und ist, muß dies nicht gerade den Friedensfreund, den, der an die Kraft der geistigen Mächte glaubt, froh und glücklich stimmen? Zeigt dies Ereignis nicht mehr als alles andere die große Macht der geistigen und seelischen Kräfte, wenn diese nur willige Diener finden? Tausend und Tausend aufopferungsvoller Männer und Frauen haben mit ihrer hingebenden Friedensarbeit, haben mit ihren geistigen Waffen für die Menschheit unendlich Größeres erreicht, als alle Ströme von Blut und Tränen, die geflossen sind. Der 10. September ist ein Sieg des Geistes über die rohe körperliche Kraft.

In Genf ist man sich der Bedeutung des Tages vollkommen bewußt gewesen. Noch nie hat dort eine solch begeisterte Hochstimmung geherrscht. Ausgelöst wurde sie nicht nur durch das Ereignis des Beitrittes an sich, sondern vor allem durch den Geist, in dem sich dieser vollzog; einen Geist, der sich in zwei ergreifenden Reden dokumentierte. Schon die Tatsache, daß der Antrittsrede Stresemanns gerade Briand, also Frankreich — es hätte ja auch eine andere Macht sein können, etwa England oder eine der Neutralen — also gerade Frankreich antwortete, war zum vornherein wie ein Symbol der Versöhnung. Aber hauptsächlich der Ton, in dem die beiden Männer sprachen, gab die glückliche Gewißheit, daß nun tatsächlich etwas anders geworden ist im Leben von Europa und der Welt.

Stresemann sprach feinfühlig und taktvoll, zurückhaltend und doch mit einer schönen Wärme sich zu den Gedanken des Völkerbundes bekennend. Jedenfalls hat er gerade das nicht getan, was die Einen befürchtet und die deutschnationalen Kreise gehofft haben, nämlich polternd all das hingeworfen, was „dann noch anders werden müsse", nun da Deutschland im Völkerbund sei.

„Der göttliche Baumeister der Erde," sagte er unter anderem, „hat die Menschheit nicht geschaffen als ein gleichförmiges Ganzes. Er gab den Völkern verschiedene Blutströme, er gab ihnen als Heiligtum ihrer Seele ihre Muttersprache, er gab ihnen als Heimat Länder verschiedener Natur, aber es kann nicht der Sinn einer göttlichen Weltordnung sein, daß die Menschheit ihre nationalen Höchstleistungen gegeneinander kehre und damit die allgemeine Kulturentwicklung immer wieder zurückwerfe."

Und weiter:

Die deutsche Regierung wird ihre Politik des friedlichen Zusammenarbeitens, die zum Pakte von Locarno führte, mit aller Entschiedenheit weiterführen. Sie kann mit Genugtuung feststellen, daß diese Gedanken, die anfangs in Deutschland hart umkämpft waren, nach und nach immer mehr das deutsche Volksbewußtsein eroberten, so daß die deutsche Regierung auch für die große Mehrheit des deutschen Volkes spricht, wenn sie erklärt, daß sie sich an den Aufgaben des Völkerbundes mit voller Hingebung beteiligen wird."

Das ist ein hoffnungsvolles Bekenntnis zur Zusammenarbeit und mit umso größerer Genugtuung nimmt man davon Kenntnis, als doch da und dort erhebliche Zweifel bestanden, ob Deutschland aufrichtig die Zusammenarbeit mit andern Nationen suche und nicht vielmehr nur eine Möglichkeit, seinen eigenen Interessen besser zu dienen.

Mit hinreißendem Schwung hat Briand gesprochen. Wer ihn einmal gehört hat, weiß, wie er zu ergreifen und mitzureißen vermag. Und man kann sich wohl vorstellen, wie er, der Friedensfreund und nimmermüde Kämpfer für den Frieden, gerade in Genf und in diesem geschichtlichen Augenblick von einer innern Bewegung getragen wurde und die Herzen in einem Sturm der Begeisterung und der Zuversicht mit sich fortzureißen vermochte. Wer unter uns Frauen wollte ihm auch nicht willig folgen, wenn er sagte: „Heute, wo die Schlachtfelder beinahe noch feucht von Blut sind, da treffen die Völker, die vorher sich zerfleischten, in friedlichem Geiste zusammen, um zusammenzuarbeiten im Interesse des Friedens. Welche Hoffnungen für die Völker und welche Versprechungen birgt der heutige Tag in sich! Heute dürfen viele Mütter, welche manchmal besorgten Auges auf ihre heranwachsenden Söhne sahen, beruhigt auf sie niederschauen. Für Frankreich und Deutschland ist die Reihe der Konflikte beendet. Der Krieg zwischen uns ist fertig! Nie wieder Krieg, keine brutalen Lösungen, um unsere gegenteiligen Meinungen zu schlichten! Von jetzt an wird es der Richter sein, der zwischen uns Recht spricht. Verschwinden müssen Maschinengewehre und Kanonen. Platz für den Frieden, die Versöhnung! den Frieden! das Recht!"

„Heute dürfen viele Mütter, welche manchmal besorgten Auges auf ihre heranwachsenden Söhne blickten, beruhigt auf sie niederschauen!" Wenn wir Frauen dies Wort mit jenem andern zusammenhalten: „Es ist auch eine Form von Patriotismus, den Müttern Beruhigung zu geben," das er seinerzeit vor der französischen Kammer gesprochen hat, so scheint es uns, noch kein Staatsmann habe unsere mütterlichen Gefühle mit so viel Verständnis und Achtung gewürdigt, wie gerade Briand, und man wird verstehen können, da wir seiner Politik der Versöhnung aus innerstem Herzen zustimmen.

Deutschland im Völkerbund! Damit sind nun auch die Locarnoverträge in Kraft erwachsen — sie sind letzten Montag feierlich im Sekretariat hinterlegt worden —, damit hat eine jahrhunderte lange schmerzliche Epoche ihren Abschluß gefunden, damit hat die Universalität des Völkerbundes selbst eine neue Stärkung erfahren.

Leider ist es der Gang der Welt, daß alle Fortschritte mit Opfern erkauft werden müssen. Spanien beharrt nicht nur in „einer würdigen Zurückhaltung", sondern hat letzten Samstag seinen förmlichen Austritt angemeldet. Das ist für den Völkerbund ein schmerzlicher Schlag und umso unerwarteter in dieser Schärfe, als es die Mächte nicht an überaus freundlichen Worten und Anerkennung der wertvollen Mitarbeit Spaniens fehlen ließen. Jedenfalls widerspricht Spaniens Haltung, die so sehr nur von der eigenen Prestigepolitik diktiert worden ist, einem wahren Völkerbundsgeiste.

Nach der Hochstimmung der letzten Woche hat nun wieder stille, doch nichts desto weniger wichtige Kommissionsarbeit eingesetzt. Das Reglement für die Wahlen des Völkerbundsrates ist von der ersten Kommission durchberaten und letzten Mittwoch vor die Vollversammlung gebracht worden. Die Wahlen für den Rat sind auf den Donnerstag angesetzt und werden sich schon vollzogen haben, wenn unser Blatt in die Hände unserer Leserinnen gelangt. Auch zwischen Briand und Stresemann sollen wichtige Unterredungen im Gange sein. Ueber all das werden wir zu gegebener Zeit wieder berichten. D.

Demokratie, Parlamentarismus, Diktatur?

Einen interessanten Einblick in die geistige und besonders in die politische Einstellung eines Teiles unserer schweizerischen Jungmannschaft konnten diejenigen tun, die an der diesjährigen **Generalversammlung der Neuen Helvetischen Gesellschaft** teilgenommen haben, die Sonntag den 12. September auf Gurten-Kulm (Bern) stattgefunden hat. Da ist es zutage getreten, daß vielen von unsern Miteidgenossen — und die schlechtesten sind es nicht — unsere politischen, vaterländischen Verhältnisse im Herzen weh tun; daß sie an vielen Dingen zweifeln, ja verzweifeln, die die **ältere** Generation nicht anzutasten wagt, weil sie diese als ehrfurchtheischenden Schatz von den Altvorderen übernommen hat im Glauben, in ihnen echt schweizerisches politiches Rüstzeug hüten und dereinst den kommenden Generationen des Landes weitergeben zu müssen. Da haben wir gehört, daß viele von den Jungen der Heimat ein anderes politisches Kleid bescheren möchten nach dem Vorgehen eines fremden, überragenden Geistes, ein Kleid, das allerdings mit der bei uns üblichen politischen Tracht, der Demokratie, wenig mehr gemein hätte. —

In der belebten Aussprache, die den einführenden Referaten der Herren Rigassi und Dr. Oeri über das Thema: Demokratie, Parlamentarismus, Diktatur? folgte, traten die Jungen — es waren meistens Welschschweizer — mit der Meinung offen hervor, daß die Zeit der Demokratie, des demokratischen Parlamentarismus, eigentlich vorüber ein dürfte. Gewisse Mißerfolge der schweiz. Politik, die verschleppte Versicherungspolitik, die unschönen Händel in der Alkoholgesetzgebung und andere wenig ruhmvolle Dinge, haben sie um den **Glauben an die Demokratie** gebracht. Sie segeln im Fahrwasser der Action française und ihres genialen Systematikers **Maurras**, der der allzu weitgehenden unfruchtbaren Gleichmacherei, der übertriebenen Zentralisation, des impotenten Parlamentarismus **seines** Landes überdrüssig geworden ist und an ihre Stelle eine Vertretung der Lebensgemeinschaften eines Volkes (nicht nur der Erwerbsgruppen, sondern auch der geistigen Potenzen, Schule, Kirche, Kunst etc.) und an Stelle des **Volkssouveräns** die Person des überragenden **Führers** oder der **Führerschaft** wissen möchte. — Dem hauptsächlichen Argument dieser jungen radikalen Andersdenker, — die zum Teil in sehr feiner, sympatischer Weise, zum Teil etwas unklar, ihre Theorien entwickelten — dem Argumente nämlich, daß die Demokratie in ihrer jetzigen Form in der Schweiz nichts **Ureigenstes und Bodenständiges**, sondern vielmehr eine nach der französischen Revolution ins Land gekommene **doktrinäre Importware sei**, hatte schon Herr Rigassi in seinem einführenden Referat entgegengehalten, daß die schweizerische Demokratie eben doch seit Beginn einer schweizerischen Geschichte überhaupt nachzuweisen sei. Habe sie nicht in den aristokratisch regierten Städtekantonen bestanden — auf die die schweizerischen Anhänger Maurras' hinweisen, — so doch in den Urkantonen. Jedenfalls sei die Schweiz schon **vor** der französischen Revolution als eine Oase der Demokratie betrachtet worden mitten in den sie umgebenden aufblühenden Monarchien. —

Auch Hr. Dr. Oeri suchte die **Argumente** der Jungen durch historische Beweisführung zu entkräften und stellte die Demokratie als die einzige für den Schweizer akzeptable und erträgliche Staatsform dar. Die Exempel anderer Staatsformen der Gegenwart, die Herr Oeri in anschaulicher Weise an den Hörern vorübergleiten ließ, haben keine politischen Resultate gezeitigt, die sie für die Schweiz als begehrenswert erscheinen lassen.

Aufschlußreich und vielfarbig waren die zahlreichen Voten der Diskussion, ein Repetitorium moderner Staatslehre! — Demokratie, Parlamentarismus, Diktatur? Die einen sahen in der Demokratie die Errettung des Persönlichen, des Menschlichen vor den dunkeln Mächten der Autokratie. Die andern vermochten in den besprochenen Tendenzen nur den Wunsch zur Rückkehr zu **alten, verlorenen** Zuständen zu erblicken. Wollte man in der Schweiz zum echten Alten zurückkehren, so müßte man eben **wieder** zur Demokratie zurück. Die Vertreterin der Frauen, Frl. Grütter, die man in der der Neuen Helvet. Gesellschaft eigenen, der **Frauensache wohlgesinnten** Weise zu der interessanten Tagung und Aussprache gebeten hatte, berichtete, daß sich auch schon die Frauen mit dem Problem: Demokratie, Parlamentarismus, Diktatur? beschäftigt hätten. Sie erinnerte an eine Artikelserie der englischen Schriftstellerin Cicely Hamilton, die zur Zeit des Genfer Frauenstimmrechtskongresses geschrieben und auch in schweizerischen Zeitungen veröffentlicht worden ist, und wo die Engländerin die Frage zu beantworten suchte, ob denn wirklich Demokratie und demokratischer Parlamentarismus die einzige Staatsform sei, welche für die politische Mitarbeit der Frauen als günstig zu erachten wären. Die Erfahrungen der Engländerinnen mit der **syndikalistischen Politik** haben ergeben, daß die **reine Demokratie**, verbunden mit allgemeinem Wahl- und Stimmrecht und einem richtigen Volksparlament, den Frauen immer noch die größte Aussicht auf **Beachtung und Behauptung** ihrer Rechte gewährleistet, das Volksparlament immer noch die sicherste Plattform für die Aeußerung ihrer Wünsche und Ansprüche darstelle. Von der Diktatur von links oder rechts haben die Frauen bis jetzt nicht viel Gutes erfahren. Versprechungen sind ihnen gemacht worden, die nicht gehalten wurden und deshalb scheint den Frauen die Demokratie immer noch als die erstrebenswerte Staatsform, die politische Mitarbeit in einer solchen als ein wertvolles Ideal. Fräulein Grütter hat in ihrem Votum auch das Wort Justin Godarts hervorgehoben, das er im Frühjahr einen Kollegen bei Anlaß des Stimmrechtskongresses zugerufen hat: Diejenigen Länder scheinen der **Diktatur** verfallen zu sein, die es nicht verstehen, zur **Verjüngung** ihres Parlamentarismus, des ganzen politischen Lebens, im richtigen Moment das Frauenstimmrecht einzuführen. — Sicherlich sind wir in der Schweiz von der Gefahr der Diktatur noch recht weit entfernt. Eine **Verjüngung der schweizerischen** Demokratie, des ganzen politischen Getriebes in unserem Lande durch Herbeiziehung der Frauen und auch der Jugend, die jetzt eigene Wege zu wandeln gezwungen sind, kann für das ganze Volk nur zum Besten sein.

Der Neuen Helvetischen Gesellschaft sei für die Tagung und den Geist schöner Aufrichtigkeit, der sie erfüllte, bester Dank gesagt. G.

Vom eidgenössischen Strafgesetz.

Letzte Woche ist in Heiden die nationalrätliche Kommission für ein einheitliches schweizerisches Strafgesetz zusammengetreten und hat wieder einige weitere wichtige Punkte bearbeitet, darunter welche,

---

geht. Und als die Glocken im Turm verklungen und der Küster die schwere Tür schließt und das Knarren der Schlüssel im hohlen Raum des Schiffes wiederhallt, kommt es wie eine Freude über Broneli, das mit angehaltenem Atem in einem Kirchenstuhl gekauert. „Jetzt darf ich bei ihm bleiben und wachen die ganze Nacht!"

Und mit schnellen Schritten, als ob es eine versäumte Zeit noch einzuholen gälte, ist es wieder bei seinem Toten, und an den fernen Morgen denkt es nicht, und wie alles ein Ende nehmen kann. Wie die Glocken ganz still sind, kniet es näher und blickt mit gefalteten Händen in sein Angesicht. Was im Leben niemals ihm vergönnt gewesen, das kann ihm niemand wehren, jetzt will es lesen und suchen in seinen Zügen, was noch von einst daringeblieben.

An der Schläfe auf der wachsbleichen Haut erkennt es wieder die Narbe: ein Tag im Wald, als Friedli von der Tanne fiel, steigt in seiner Erinnerung auf. Das Grüblein in der Wange ist auch noch da. Als es kniend den Kopf über das Gesicht des Toten beugt, fährt es zusammen, wie ein Stich geht ihm der Gedanke durch die Seele: „Es ist nicht recht, es ist nicht heilig, was du denkst!"

Hastig stand es auf, und ging zur Fußseite, kniete und betete in einemfort, und wenn seine Gedanken abseits wollten, so betete es emsiger und lauter. Wie es auch die Lieder senkte, nach einer Weile hoben sich die Augen wie verirrte Schäflein, die ihren Hirten suchen, nach dem Licht, bis sie das Gesicht des Toten fanden. Eine Weile betrachtete es die geliebten Züge, dann duckten sich die Aeuglein zu Boden, wie auf einer Sünde ertappt. Oder sie schauten umher. Was gab es da zu sehen: die schönen Blumen, weiß und rot, es war im Schein der Kerzen, wie wenn sie alle ihr Haupt dem toten Herrn zuneigten. Die goldenen Kerzenständer, mit schwarzem Sammet eingefaßt, sein Kleid, und fast so weiß auch seine Hände.

Fester drückte Broneli die Kugeln seines Rosenkranzes und betete; aber denken, wie gut er gewesen, das ist doch keine Sünde!

Was war das für ein kurzes Glück gewesen, und viele, viele Menschen leben so jahraus, jahrein, und so viel Liebe ist um sie in Ueberfluß! Nur es allein; sein Leben wie ein trüber Tag, am Abend noch ein Sonnenblick. Und am andern Morgen, da war's auch schön gewesen. O, wenn er nicht geistlich worden wär! — „Aber das ist ja Sünd!" Weh und angst wird Broneli. „Der für uns ist mit Dornen gekrönt worden, bitt für uns!" betet es inbrünstig.

(Schluß folgt.)

Im Elsaß.

Von Marta Bieder.

(Fortsetzung.)

In diesen hablichen, selbst ein wenig stolzen Bürgerhäusern mit den niedrigen Stockwerken und steilen Giebeln spiegelt die freie Stadtrepublik Colmar des 15. und 16. Jahrhunderts wohl am treuesten ihr Wesen. Die Jahrzehnte um 1500 waren aber nicht bloß gelehrt, sondern tief aufgewühlt in jeder Beziehung. Eine so sehr ins Lebendigste schneidende Frage wie die nach dem Deutschtum des Elsasses wird in Schriften und öffentlichen Reden von Humanisten heftig und leidenschaftlich diskutiert. Auch in den stillen Häusern Colmars haben solche, am öffentlichen Leben Anteil nehmende Gelehrte gelebt. Die Kirche wird erschüttert von leidenschaftlichen Reformideen — Geyler von Kaysersberg predigt im Straßburger Münster in deutscher Sprache viele Jahre vor Luther. Auf ihre Weise suchen die Priester mit Eifer die Menschen zu fesseln. Auf diesem Boden kann die Kunst gedeihen. Der Kupferstich, nach dem Holzschnitt das volkstümlichste Anschauungsmittel, blüht besonders reich auf elsässischem Boden. Der große Schongauer hat in Colmar gelebt und gewirkt; das zierliche „Huselin zum Swan" soll sein Wohnhaus gewesen sein. Er, dessen Kupferstiche Kraft und delikate Zartheit der Linienführung wunderbar vereinigen, ist wohl nicht zufällig gerade im Elsaß, im Land der edlen Proportionen und schlanken Linien geboren. In der Hauptkirche Colmars, im baumumrauschten, hohen Groß St. Martin, steht auf einem Altar am steilen linken Eckpfeiler des Chores Schongauers Maria im Rosenhag. Es geht ein feierliches Leuchten und Funkeln, ein freudiger Glanz durch die Kirche, wenn die Altarflügel geöffnet sind. Das Rot des Madonnenmantels und das Gold des Grundes durchfluten den leeren, hohen Raum, der nun wie ein großes sorgliches Gehäuse sein strahlendes Geschmeide umschließt. Es ist schön, in weihevoller Abendstunde in der sonnigen Kirche mit dem Bild allein zu sein. Die bei aller gotischen Linienenergie wie selbstverständlich in sich geschlossene Gestalt der Madonna im breit niedersinkenden roten Mantel ist fest verschmolzen mit dem Kind, das lieblich seine Arme um ihren Hals legt; wie in leiser Traurigkeit senkt sie das Haupt und stützt mit überzarten Bewegungen den Knaben. Die heilige Frau strahlt eine schlichte und doch edle und reiche Hoheit aus. Die beiden flatternden, krönenden Engel im blauen Gewand, die roten Rosen des Hages und die Vögel, die im wunderbar klar geformten Gezweig rings um die Madonna hüpfen, flechten in ihre Stille ein lebensseliges Jubilieren. Man pflegt die Madonna im Rosenhag als typisches deutsches Werk zu bezeichnen. Aber ich könnte mir sie in ihrer innigen Farbenherrlichkeit doch kaum anderswo entstanden denken als im heiteren Elsaß mit den klangvollen Berglinien und der leuchtenden Ebene, mit der leichten Lebensgrazie, durch die wohl ein dunkler Unterton zieht, die aber von nordischer Schwerblütigkeit sehr weit entfernt ist.

Von Groß St. Martin bis zum Kloster Unterlinden, wo der Isenheimeraltar steht, kreuzen wir ein paar typische Colmarer Straßen: hier eine Zeile weiß gestrichener Bürgerhäuser mit provinziellen, kleinen Läden im Erdgeschoß, dort das Glasgebäude eines modernen Warenhauses, gleich daneben einen stillen Kanal, an dem Frauen in bunten Kopftüchern ihre Wäsche auf die Steine klatschen. Jegliches öffentliche Wasser, liege es an der modernsten Verkehrsstraße und sei es noch so schwarz, wird hierzulande gewissenhaft zum Waschen benützt. Das ehemalige Dominikanerinnenkloster, heute Museum Unterlinden, in einer etwas kahlen und seelenarmen Gotik wie noch verschiedene Kirchen und öffentliche Gebäude der Stadt, läßt den Besucher in einen Kreuzgang treten, in dem die ganze gewaltige Vergangenheit des Landes grüßend an ihm vorbeizuschreiten scheint. Aber weder der mächtige alemannische Steinsarg, noch die Süßigkeit des frühgotischen Madönnchens noch die originellen Gasthausschilde, noch selbst der gebildete und taktvolle Custode, dessen Elsässerdeutsch ein Genuß für sich ist, vermögen den aufzuhalten, der sich sehnt, Grünewalds Altar zu sehen. Er steht in der hellen, hohen Kapelle im langen Nonnenchor.

die für uns Frauen von besonderem Interesse sind: **Die Vergehen gegen die Familie.**

Eine längere Erörterung ergab sich bei dem Delikt **Ehebruch.**

Nicht alle kantonalen Strafgesetze kennen diesen Straftatbestand; z. B. ist er den Strafgesetzen von Aarau, Basel-Stadt, Genf unbekannt. Auch in der nationalrätlichen Kommission wurde (von sozialdemokratischer Seite) der Antrag gestellt, diesen Straftatbestand fallen zu lassen. Die Mehrheit der Kommission glaubt jedoch, daß bei Streichung dieses Straftatbestandes in weiten Kreisen, zumal auch in den Kantonen, welche seit langem diesen Tatbestand kennen, dem eidgenössischen Strafgesetz erheblicher Widerstand erwachsen würde. Nach der nun angenommenen Bestimmung trifft die Strafe sowohl den fehlbaren Ehegatten als seinen Mitschuldigen, allein in allen Fällen nur, wenn der Ehebruch zur förmlichen Scheidungsklage führt. Die Kommission fügte noch die weitere Milderung bei, daß an die Bestrafung die Bedingung geknüpft wird, daß die Ehe wegen dieses Ehebruchs wirklich gerichtlich geschieden worden ist. Von Strafe kann Umgang genommen werden, wenn zur Zeit der Verfehlung die häusliche Gemeinschaft aufgehoben war.

Die Strafbestimmungen über Blutschande, mehrfache Ehe, Unterdrückung und Fälschung des Personenstandes, werden in der Fassung des bundesrätlichen Entwurfes angenommen. Gegenüber den heutigen kantonalen Strafgesetzen erfährt namentlich die Strafandrohung der Blutschande eine wesentliche Milderung. Als Minimalstrafe ist nur ein Monat Gefängnis vorgesehen.

Zu einer längeren Erörterung unter dem gleichen Abschnitt führte sodann das Delikt: **Vernachlässigung familienrechtlicher Pflichten.**

Es wurde ausdrücklich festgesetzt, daß nicht nur die Vernachlässigung der Pflichten gegenüber der eigenen Familie unter Strafe fallen soll, sondern auch die Vernachlässigung der Unterstützungspflicht gegenüber der **außerehelichen Mutter** und den außerehelichen Kindern. Die beschlossene Fassung weicht insofern vom bundesrätlichen Entwurf ab, als nach diesem die Verletzung der außerehelichen Unterstützungspflicht nur unter Strafe gefallen wäre, wenn die außereheliche Mutter in bedrängter Lage ist. Nach Kommissionsbeschluß soll nun die Strafe **nicht** an diese Voraussetzung geknüpft sein. Sie soll **eintreten**, sofern diese Unterstützungspflicht aus **Böswilligkeit**, aus **Arbeitsscheu**, aus **Liederlichkeit** vernachlässigt wird, ohne daß die außereheliche Mutter noch in besonders bedrängter Lage zu sein braucht. Die Bestimmung lautet nun in der neuen Fassung:

Wer aus bösem Willen, aus Arbeitsscheu, oder aus Liederlichkeit die familienrechtlichen Unterhaltungs- oder Unterstützungspflichten gegenüber seinen Angehörigen nicht erfüllt,

wer aus bösem Willen, aus Arbeitsscheu oder aus Liederlichkeit die ihm aus Gesetz oder freiwilliger Anerkennung obliegenden vermögensrechtlichen Pflichten gegenüber einer von ihm außerehelich Geschwängerten oder gegenüber seinem außerehelichen Kinde nicht erfüllt,

wird mit Gefängnis bestraft.

Die Antwort.

Auf den in der letzten Nummer wiedergegebenen Brief gab Roosevelt folgende Antwort:

Verehrte Frau...!

Ihr Brief wird ganz gewiß nicht in den Papierkorb wandern. Ich werde über ihn nachdenken und ihn meiner Frau zeigen. Wollen Sie mir vor allen Dingen zu sagen gestatten, daß eine Frau, die einen solchen Brief schreiben kann, sicherlich nicht „hoffnunglos langweilig und uninteressant" ist. Wenn die Dinge so liegen, wie Sie sagen, so wundert es mich nicht, daß Sie verbittert sind und das Gefühl haben, daß man Ihnen ein schweres Unrecht zugefügt hat. Ich habe mich immer bemüht, zu betonen, daß die Männer ihre Pflichten gegen ihre Frauen noch gewissenhafter erfüllen sollten als die Frauen die ihrigen gegen sie. Nun mag ich eigentlich nicht gern über Ihren Mann schreiben, weil es Ihnen vielleicht selbst nicht lieb sein könnte. Mir kommt es unglaublich vor, daß ein Mann, dem seine Frau neun Kinder geschenkt hat, nicht das Gefühl haben sollte, daß er und die Kinder zeitlebens ihre Schuldner sind. Sie schreiben, daß Sie neun Kinder gehabt, all Ihre Arbeit selbst verrichtet und sogar selbst gewaschen, geplättet und für die Kleinen gesorgt haben; daß Sie alles selbst genäht haben, was sie trugen, einschließlich Hosen für die Jungen und Jacken und Mützen für die Mädchen, so lange sie klein waren; daß Sie ihnen bei ihren Schulaufgaben geholfen und ihnen die Anfangsgründe der Musik beigebracht haben; daß Sie aber später, als die Kinder heranwuchsen, hinter der Zeit zurückblieben, daß Sie nie irgend einem Klub, einem Verein, einer Loge angehörten, noch in anderer Leute Häuser gingen, weil Sie dazu keine Zeit hatten; und daß Ihr Mann Ihnen infolgedessen über den Kopf wuchs, daß Ihre Kinder zu ihm und nicht zu Ihnen mit Bewunderung aufblicken und daß Sie das Gefühl haben, als ob alle Ihnen über den Kopf gewachsen wären. Wenn dem so ist, so haben Sie eine große und wundervolle Leistung vollbracht, und die einzige Erklärung, die ich für das Verhalten Ihres Mannes und Ihrer Kinder finden kann, ist, daß sie nicht begreifen, was Sie geleistet haben. Ich halte sehr viel von der Selbstlosigkeit, glaube aber andererseits, daß es verkehrt ist, andere selbstsüchtig werden zu lassen, auch wenn diese andern Mann und Kinder sind.

Nun möchte ich Ihnen einen Vorschlag machen. Nehmen Sie Ihren Brief, von welchem ich eine Abschrift beifüge, und diesen Brief von mir, und wählen Sie dann ein Mitglied Ihrer Familie aus, das Ihnen besonders nahesteht, einerlei, ob das Ihr Mann oder eins Ihrer Kinder ist. Zeigen Sie ihm die beiden Briefe und sprechen Sie sich ganz freimütig über die Sache aus. Wenn ein Mann anfängt, sich, wie Sie behaupten, seiner Frau zu schämen, weil sie beim Gebären seiner Kinder ihre Figur eingebüßt hat, so ist dieser Mann ein — Lump und hat allen Grund, sich seiner selbst zu schämen. Ich sende Ihnen ein kleines Buch von Kathleen Norris, das „Mutter" betitelt ist und Sie über meine Ansichten in Bezug auf diese Frage aufklären wird. Natürlich gibt es niedriggesinnte und selbstsüchtige Männer, ebenso wie es, wenn auch meines Erachtens in geringerer Anzahl, niedriggesinnte und selbstsüchtige Frauen gibt. Mann und Frau sollten aus den Lehren einer Erzählung wie Norris' „Mutter" Nutzen ziehen.

Ihr sehr ergebener
Theodore Roosevelt.

„Sie haben mir besser geholfen, als Sie ahnen", schrieb ihm die Frau zurück. „Schon daß ich Sie interessiert habe, wirkt wie ein Stärkungsmittel und stählt mich so, daß mir zu Mute ist, als ob ich mir nicht länger gefallen lassen möchte, mich als überflüssig bei Seite schieben zu lassen .."

„Eine Erzählung von Tatsachen", meint dazu Roosevelt am Schlusse dieses Abschnittes, „wirkt oft überzeugender als eine Predigt, und diese beiden Briefe der Frau tragen ihre eigene Lehre in sich. Nebenbei möchte ich noch bemerken, daß ein Mann, der seiner Gattin über den Kopf gewachsen zu sein glaubt, immer gut tun wird, sorgfältig zu überlegen, ob er nicht etwa statt nach oben nach unten gewachsen ist, und ob die Sache nicht vielmehr so liegt, daß er, was Bildung und Pflichtgefühl anbelangt, von dem Niveau einer Frau herabgesunken ist — — "

Hier schließt der Abschnitt. Ueber Frau und Mann kann kaum gerechter und vernünftiger geurteilt werden, als Roosevelt es hier getan hat!

An die Leser und Leserinnen!

Unser Frauenblatt muß bekannter werden! Es muß den Weg finden zu allen Frauen der deutschen Schweiz, die gelernt haben, über ihre eigenen kleinen Interessen hinaus zu sehen und mit wachen Augen ins Leben zu blicken, die den Anschluß suchen an einen größeren Kreis gleichgesinnter Frauen. Es soll aber auch jenen nahe gebracht werden, die vielleicht für seine Ziele zu gewinnen wären. Doch, wie kann dies geschehen? Wohl nur so, daß jeder Leser, der sich über das Dasein des Frauenblattes freut, sich in seinem Bekanntenkreis, an seinem Wohnort umsieht und persönlich für die Zeitung wirbt! Das braucht viel Zeit, viel Mühe und Arbeit, nicht jeder kann sie unentgeltlich hergeben. Genossenschaft und Verlag des Schweizer Frauenblatt sind deshalb gerne bereit, diese, für die Zukunft des Blattes so wichtige Arbeit zu honorieren. Wir bitten namentlich die Frauen, welche sich in den Dienst der guten Sache stellen und systematisch neue Abonnenten werben wollen, sich mit unserem Verlag (Oprag A.-G., Sihlstr. 43, Zürich 1) in Verbindung zu setzen. An unsere andern Abonnenten ergeht die Bitte: Werbt auch ihr für das „Schweizer Frauenblatt und besinnt euch auf neue Wege, wie es stärker verbreitet werden könnte. Nur dann kann es seine Aufgabe erfüllen, ja, erst dann ist seine äußere Existenz gesichert. Es handelt sich um euere eigene Sache!

Bei den Heimarbeiterinnen im Kanton Bern.

Die Näherinnen in Wangen.

Wie unsern Leserinnen bekannt sein dürfte, faßte letztes Jahr die soziale Käuferliga den Entschluß, in der Schweiz eine Enquête über die Heimarbeit durchzuführen. Mit großer Aufopferung sind in den einzelnen Kantonen die nötigen Erhebungen gesammelt worden. Im Kanton Bern hat im Auftrag der sozialen Käuferliga Fräulein M. L. Wild die Arbeiten durchgeführt und in einer überaus anschaulichen Weise davon im „Aufbau" daraus erzählt. Gerne möchten wir unsern Leserinnen einige Abschnitte daraus vermitteln, geben sie doch ein lebendiges Bild von den Nöten und Schwierigkeiten, unter denen diese Frauen leben und arbeiten müssen.

Fräulein Wild besuchte die Näherinnen des Amtes **Wangen** und die Strickerinnen des **Emmentales.**

Im Wangengebiet gibt es etwa fünf sogenannte Kleiderfabriken, deren Hauptarbeitskräfte sich aus der Heimarbeit rekrutieren. In den Fabriken selbst arbeiten nicht mehr als vielleicht 20 bis 30 Arbeiterinnen, Zuschneiderinnen und Angestellte inbegriffen. Die Hauptarbeit wird von den Frauen der Umgebung geleistet. Sie besteht im Anfertigen von Männerjoppen, Hosen und Westen, Arbeiter-Ueberkleidern, wie die blauen Croisé-Hosen und Kittel, welche man etwa bei Elektrizitäts- und Installations-Arbeitern, Mauern usw. sieht, dann weißen Gipserblousen, Malerkittel, Metzgerschürzen, Gartenschürzen. Auch weiße und farbige Herrenhemden werden genäht, Nacht- und Taghemden. Alles dies muß je nach der Geschicklichkeit und Gewohnheit der Näherin verteilt werden. Zugeschnitten wird alles von der Fabrik, teilweise per Maschine. Ebenso werden die Knopflöcher für die Kittel in der Fabrik und per Maschine hergestellt.

„Es war ein sonniger, warmer Augusttag", schreibt Fräulein Wild, „als ich einem mitten in den Wiesen gelegenen, von Sonne und Blumen umgebenen Häuschen zuschritt. Die Frau, die darin wohnte, hatte einst viel bessere Tage gesehen, dann aber innert kurzer Zeit alles verloren, was ihr hätte Stütze sein können, sich vor die Notwendigkeit des Geldverdienens gestellt gesehen. Durch die gemeinsame Haushaltung mit der Mutter kann diese nun der Tochter manchmal beispringen und bei den häuslichen Arbeiten helfen, wenn jene näht. Ein Bekannter des verstorbenen Vaters ist nun ihr Arbeitgeber geworden und ermöglicht ihr ein bescheidenes Auskommen durch das Nähen von blauen Arbeiter-Ueberhosen.

Wir wurden dann in das Arbeitszimmer geführt, das ebenso sauber, aber einfach gehalten war. Am Fenster stand die Nähmaschine mit dem elektrischen Motor, links oben, der Maschine gegenüber, der Wecker, welcher der Arbeiterin sichtbar war, sobald sie den Kopf von der Maschine hob.

„Ja", sagte sie mir, als ich ihn nachdenklich betrachtete, „den müssen wir immer im Auge behalten, wenn etwas bei unserer Arbeit herausschauen soll. Ich weiß immer genau, um die und die Zeit muß das und das fertig sein, sonst langt's nicht". Ich fragte, ob dieses angestrengte Hin- und Herschauen und die Hetze mit der Zeit nicht nervös mache? „Doch, natürlich", war die Antwort. „Aber, was will ich anderes, ich muß froh sein, überhaupt Arbeit zu haben und ich muß sagen, der Arbeitgeber hat auch immer Rücksicht auf meine Lage genommen und mich regelmäßig mit Arbeit versorgt. Da darf ich nicht aussetzen, sonst heißt es bald, wenn man nicht auf mich zählen könne, gebe es dann auch nichts bei Arbeitsmangel. Und ich muß eben von meiner Arbeit leben. Wenn ich nicht noch die Mutter und ihre Hilfe hätte, weiß ich nicht, wie es ginge".

Zur Erleichterung beim Arbeiten hat die Frau den elektrischen Motor angeschafft, der die Maschine automatisch treibt. Er erlaubt ein rascheres Arbeiten und vermindert die Gefahr der Krampfadern. Dagegen ist das Arbeiten mit dem Motor noch aufregender als ohne.

Die Arbeit wird von den Frauen in der Fabrik selbst geholt. Wo Kinder sind, werden diese zum sogen. Ferggen herangezogen, um den großen Zeitverlust zu vermeiden, der durch doppeltes Hasten wieder einzubringen versucht werden muß. Das Ferggen geschieht meist am Morgen. Die Fabrik übergibt der Näherin die geschnittenen Stücke mit einem Zettel, auf welchem vermerkt ist, wie rasch die Arbeit getan werden soll (im Sommer oft „sehr pressant!"), ferner welche Form und Größe gewünscht wird. Je nach Form und Größe ist auch die Bezahlung. Unsere Arbeiterin erhält meist Ueberhosen anzufertigen, auf die sie am besten eingeübt ist. Von diesen bringt sie im Tag ein Dutzend zustande, wenn sie 10 Stunden hart an der Arbeit ist und sich mit dem Kochen und dem Haushalt auf ihre Mutter verlassen kann. Beim Knöpfe annähen abends hilft oft nicht nur die Mutter, sondern auch die zwei Knaben setzen sich dazu.

Für ein solches Dutzend Ueberhosen erhält die Frau Fr. 5.40 Brutto-Lohn. Davon sind abzurechnen der verbrauchte Faden, die elektrische Kraft des Motors, Abnutzung der Maschine und Motor nebst Oel und Nadeln. Dabei ist nicht zu vergessen, daß die Frau nicht jeden Tag ihre Fr. 5.40 erhält, weil sie vor allem durch das Holen und Bringen immer wieder Zeit verliert, denn auch die Fabrik ist nicht stets mit einem neuen Quantum gerüstet. Auf regelmäßig genügend Arbeit ist in der Regel nur in den Sommermonaten zu rechnen, in denen es am strengsten zugeht. Die Arbeit flaut ab und ist Oktober bis Dezember am unsichersten. Im neuen Jahre zieht sie wieder an. In den Sommermonaten sollte die Arbeit oft schon gemacht sein, wenn man sie bekommt, sodaß die Arbeiterin in einer beständigen Hetze lebt. —

Ich verließ das sonnige Häuschen und die freundlichen Frauen und kehrte in die Ortschaft zurück, wo ich in einem dunkeln Winkel einkehrte, in einer Wohnung, deren Fenster nach Norden gerichtet waren.

An dem einen saß an ihrer Maschine eine dunkle, saubere Frau, die schwarzen Haare glatt nach hinten gekämmt, und wandte sich, halb aufgerichtet, in einer fragenden Bewegung nach dem Eindringling um, der sie in der Fortsetzung ihrer Arbeit zu stören drohte. „Grüß Gott, Fräulein!" klang es eher mißtrauisch zu mir herüber. Und im gleichen Atem, gegen das kleine Mädchen gewendet: „Räum ab, geschwind putz den Tisch, kannst draußen fertig trinken". Die Kleine machte Ordnung und stellte sich nachher mit ihrem Brot in die Zimmerecke.

Die Frau selbst erhob sich nicht von ihrer Maschine, fuhr auch gleich wieder mit nähen fort, als ich den Zweck meines Besuches erklärt hatte: „Ja, sie könne da nicht viel sagen, sie müsse eben machen, daß sie etwas verdiene, wenn sie essen wollen". Meine Fragen beantwortete sie mit außerster Knappheit und manchmal nur ungern, immer aber mit einer harten Resignation im Ton, gleichsam, als wollten ihr die Worte nur zögernd über die Lippen. Und dann, als ich auf den Mann und seinen Verdienst zu sprechen kam, wie widerwillig hervorbrechend: „Ja, er ... mehr als die halbe Zeit ist er arbeitslos ... Das wäre noch eins, wenn er mir nicht ständig betrunken heimkäme oder wenigstens nur seinen Verdienst den Hals hinunter leeren würde! Wie soll da eine Haushaltung mit drei Kindern durchkommen, wenn ich nicht Tag und Nacht an der Maschine bin?" „Was ist er von Beruf?" wollte ich ablenken. Bei der Antwort war aber wieder die Bitterkeit in der Stimme: „Da eben kommt alles Elend her, er hat auch nichts rechtes gelernt, nun geht er, wenn es das Wetter erlaubt, als Bauarbeiter und die übrige Zeit ist er arbeitslos. Er hat eben auch während dem Kriege sogleich viel verdienen wollen, statt eine Berufslehre durchzumachen".

Wahrscheinlich durchschaute die Frau klar die Ursachen ihres Kummers. Der Mann hatte wohl während des Krieges gut verdient, es wurde geheiratet, Kinder kamen, dann begannen die Schwierigkeiten in der Industrie und der Mann als ungelernter Arbeiter, wurde brotlos. Seit ungefähr fünf Jahren arbeitet nun die Frau für eine Kleiderfabrik und muß wohl zu den geschickten Näherinnen gehören, denn sie hat die oft komplizierten Lyoner Kittel herzustellen, eine viel unvorteilhafttere Arbeit als das Nähen der Hosen mit den langen Nähten. Sie kommt aber doch brutto auf Fr. 6.— bis Fr. 6.30 im Tag bei zehnstündiger Arbeit.

Freilich flogen die Nähte nur so unter der ratternden Maschine durch und die flinke Hand war sogleich mit wenden und wieder einrichten bereit und weiter gings, rastlos, ohne aufzugucken. Auch während unseres Gespräches rückte die Arbeit ständig weiter und Hand und Maschine taten ihre Pflicht. Da wird es für die Frau eine Erleichterung bedeuten, ihr noch nicht schulpflichtiges Mägdlein bei Freunden gut aufgehoben zu wissen ... sie selber nimmt sich ja kaum Zeit, zu beobachten, was in der eigenen Stube vorgeht, geschweige denn, daß sie Straße und Umgebung im Auge behalten könnte.

Ein anderes, aber erst recht unerfreuliches Bild zeigte das Häuschen meiner nächsten Arbeiterin.

An einem Seitenweg, mitten in Wiesen und Obstbäumen lag es. Ich stieg die ausgetretene Holztreppe hinauf. Auf mein Klopfen erschien eine noch jüngere Frau mit einem gutmütigen Gesicht, aber unordentlich, unsauber und zerrissen, wie ich selten, vielleicht nie mehr, eine Arbeiterin getroffen habe. Freundlich war sie und einen verständigen Eindruck hat sie mir auch gemacht. Aber die Wohnung ... Zum Glück wischte sie mit dem Schürzenzipfel noch rasch über den Stuhl, auf den ich mich setzen sollte, dann auch über eine Ecke des Tisches, der voller Flecken, Brosamen und eingetrocknetem Naß lag.

Selbstverständlich war der Fußboden nicht besser als der Tisch. In verschiedenen Ecken lagen lotige Schuh, auf Stühlen, dem Ofensitz und an den Wänden hingen und lagen erdbespritzte Kleidungsstücke, Gerätschaften, Werkzeuge, Schulsachen der Kinder, alles mögliche. Durch die halboffene Tür sah man in eine Kammer mit zwei ungemachten Kinderbetten. Am Boden Strümpfe, Kittelchen, gleich daneben

---

Die Werke der elsässischen, speziell der Schongauer Schule rings an den Wänden zu betrachten, bleibt meist keine Zeit und Lust. Der eine gewaltige Isenheimer Altar nimmt alle Kraft in Anspruch. Es wird wohl nicht von mir verlangt, daß ich über den Altar — es ist ein zweimal aufklappbarer, heute in vier Stücken gesondert aufgestellter Wandelaltar — beschreibende Worte stammele, die auch anderwärts zu lesen sind und die überdies denen, die das Original nicht kennen, keinen genügenden Eindruck vermitteln können. Es sei mir aber erlaubt, ein paar kleine Beobachtungen und Gedanken wiederzugeben, die ich mir bei meinem letzten Besuch rein persönlich über diesen oder jenen Teil des Werkes gemacht habe.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Frage.

Die Formensprache der Baukunst, der Bildhauerei, die Wortsprache der Dichtkunst, sie alle hatten Höhepunkte, als die Sprache der Töne kaum über das erste Lallen hinaus war: die Tonkunst zählt nach Jahrhunderten, ihre musikalischen Geschwister blicken auf Jahrtausende zurück. Diese jüngste Kunst, — viele Köpfe haben sich schon an ihr zerbrochen, viele Federn sind über sie zerschrieben worden, aber immer wieder entschlüpft sie dem Messer des sezierenden Verstandes. An die Grundfrage zu rühren, wurde bis in die jüngste Zeit nicht gedacht. Die Frage lautet: wer ist musikalisch? Oder wäre die Frage überflüssig, weil beinahe Jeder eine Antwort weiß? Man hat sie auf der Zunge, man „fühlt" sie ....

Gefühl ohne Denken ist Dusel, sagte Bülow einstens. Ihm war die Schärfe wachen Verstandes mit in die Wiege gelegt worden. Gerade sie gab seiner musikalischen Begabung die ganz besondere „unvergleichlich" Skivische Färbung. Sie war ein Teil seines nachschaffenden Genies, sie leuchtete aus seinen geistvollen Apercus, aber sie hatte Wichtigeres zu tun, als wissenschaftliche Probleme wissenschaftlich zu zerlegen. Der Tonsetzer gar, den wir jedenfalls als den eigentlich „musikalischen" Typus bezeichnen dürfen, denkt nicht über, sondern er denkt Musik, womit nicht etwa gesagt sein soll, daß dabei alles Verstandesmäßige ausgeschlossen sei. Jedenfalls hat auch er, von seinem Standpunkt aus, Besseres zu tun, als über den Begriff der musikalischen Begabung Forschungen anzustellen. Täte er's, so wäre sogar zu befürchten, daß er die Zusammensetzung der eigenen Fähigkeiten einseitig als Norm ansähe und Schumanns edles Wort zuschanden machte, daß nur ein Genie das andere so ganz verstehe. Die Musikgeschichte kennt Beispiele!

Es ist daher gar nicht so seltsam, wenn Wissenschaftliches über Musik, — und dessen bedürfen wir! — nicht selten aus der Feder von Nicht-Musikern stammt. Ein berühmter Chirurg, Prof. Billroth (bekannt als Freund von Johannes Brahms) stellte als Erster die Frage auf: wer ist musikalisch? An ihn knüpft heute an Johannes v. Kries, Prof. der Physiologie in Freiburg i. Br. (Wer ist musikalisch? Verlag von Julius Springer, Berlin). Diese Schrift verwertet die seit Billroth erfolgten Fortschritte auf den Gebieten der Physiologie und der Psychologie und muß als erster umfassender Versuch, der Frage ernstlich auf den Leib zu rücken, bezeichnet werden.

Gewiß, v. Kries ist, vom Standpunkt des Musikzünftlers aus gesehen, „Dilettant"; schulgrammatikalisch bietet er unwesentliche Angriffspunkte; aber überall da, wo der Künstler nur zu gerne „dilettiert", wenn er allgemeine Fragen „intuitiv", „subjektiv", vom Standpunkt seines Temperamentes oder einer Richtung aus zu lösen trachtet, überall da, wo es sich um den festen Boden der Körper- oder Seelenkunde, der Beobachtung, der Schlußfolgerung handelt — und das ist der weitaus größte Teil! —, ist Kries der unbestechliche, der kundige Fachmann.

Ich habe unlängst an dieser Stelle bezweifelt, daß — den Wert der körperlichen „Rhythmik"schule sonst in allen Ehren, — diese als Erziehung des musikalisch-rhythmischen Sinns an sich besondere Verdienste habe. Kries kommt in seiner Erörterung über den „Zeitsinn" zum Schluß, daß es bei der Einteilung von Zeitstrecken „der Ausführung wirklicher, selbst sehr geringfügiger Bewegungen keineswegs bedarf, daß vielmehr der gleiche Erfolg auch durch physiologische Vorgänge ganz anderer Art erreicht werden kann". — Die Fähigkeit, eigene Bewegungen gemäß einem wahrgenommenen Rhythmus zu gestalten, bezeichnet er als „eine ganz bestimmte, **spezielle** Tätigkeit des musikalischen Zeitsinns". Beethoven soll nicht im Takt haben tanzen können, — als Tonsetzer war er einer der größten rhythmischen Gestalten aller Zeiten. Wenn Kries, einige Fälle erwähnend, in denen Personen selbst nicht rein zu singen vermochten, obwohl sie beim Hören anderweit hervorgebrachter Musik gegen unreine Töne sehr empfindlich waren, zusammenfaßt: „Es bestätigt sich also hier, daß für die Ausführung der passend geordneten Bewegungen zwar in erster Linie gewisse Empfindungen und ihre intellektuelle Verwertung, also eine „sensorische Funktion" erforderlich ist, daß aber die Uebertragung auf die motorischen Gebilde noch an einen weiteren Mechanismus gebunden ist, der anatomisch selbständig ist und daher auch für sich allein zu Unvollkommenheiten oder Ausfällen der Funktion Anlaß geben kann", — so dürfen wir vielleicht den Spieß auch einmal herumdrehen und uns fragen, ob die Uebung dieses körperlichen „anatomisch selbständigen Mechanismus" wirklich rückwirkend jene geistige „sensorische Funktion" ausbildet und vertieft, wie die „Rhythmikschule vorgibt! —

Es wäre ungerecht, weiteres aus dem Zusammenhang zu lösen. Die Arbeit von nur 154 Seiten wendet sich, wie der Verfasser selber sagt, „nicht bloß an den Musiker von Beruf, an den Psychologen von Fach, sondern an jeden Musikfreund, an alle, denen die Tonkunst eine Quelle der Freude, Erquickung und Erhebung geworden ist." — Wer aufmerksam liest, sich mit Geduld vom Allgemeinen ins Besondere leiten läßt, nicht voreilig irgend einen selbst schon gefundenen Gedanken für übersehen hält, dem wird tatsächlich ein zutreffendes Bild davon, „welche unendliche Mannigfaltigkeit verschiedener Arten und Formen wir in dem Begriff „musikalisch" zusammenfassen, ... zugleich ein Bild von der Fülle und Verschiedenartigkeit hervorragender Eigenschaften, die unsere größten Musiker ausgezeichnet haben."

Nehmen wir hinzu, daß v. Kries, um sicher zu gehen, nicht vom Begriff des „Musikalischen" ausgeht, sondern von der Psychologie der Musik, daß er die weiten Gebiete der Ausdrucksmittel, der musikalischen Aesthetik, der Entwicklung aufs Sorgfältigste durchmißt, daß er kein mit der Musik zusammenhängendes Geschehen außer acht läßt, — und wir ahnen, wie Vielfältiges sich hinter der scheinbaren Einfalt jener Frage verbirgt, welche den Titel des Buches bildet. Wahrlich: eine reiche Gedankensaat für fruchtbares Erdreich!

Anna Roner.

ein Eisenofen mit davor verstreuten Kohlen- und Holzstücken. Alles im Einklang mit dem Bilde, das die Frau selber zeigte. Dreiangel in ihrer Schürze, Löcher in den Ellbogen, ausgefranste Kinderhosen mit Rissen und Flecken, fehlende Knöpfe . . . nichts ordentlich.

Die Frau selber schien zufrieden in ihrem Durcheinander. Ich weiß nicht mehr, ob sie sich wirklich etwas wie entschuldigte, „man könne auch nicht so Ordnung halten, wenn man stets verdienen helfen müsse . . ." oder ob ich es nur so lebhaft erwartete, daß mir jetzt vorkommt, sie hätte es getan.

Die Verhältnisse waren ärmlich, aber ich bilde mir immer ein, dies habe mit Unordnung und Schmutz nichts zu tun. Die Frau war früher zudem Dienstmädchen gewesen, hatte sich dann aber verheiratet. Hier auch wieder das Unglück des Berufslosen. Der Mann hat nichts rechtes gelernt und ist nun alle Augenblicke stellenlos. Eben arbeitet er in einer entfernten Ortschaft, muß also jeden Morgen zirka eine halbe Stunde zu Fuß zur Station gehen und dann den Zug benutzen. Von den drei Jungen war der mittlere — der mir die Wohnung gezeigt hatte — unten im Hause bei den Großeltern aufgehoben, die mir aber nicht an viel bessere Ordnung gewöhnt schienen, denn der Junge, der nun im Zimmer stand, stach in nichts von seiner Umgebung ab. Der älteste nimmt der Mutter das Ferggen ab, sodaß mir wirklich scheint, etwas Zeit für die Haushaltung täglich wäre zu erübrigen!

Auch hier hat draußen während meines Besuches die Sonne geschienen. Mir aber blieb in der Erinnerung die Stunde trüb und grau haften, die ich in dem verwahrlosten Heim zubrachte.

Wie nötig hätten wir Gemeindepflegerinnen!

Das Buch einer Dänin.

In einer der letzten Nrn. des Frauenblattes wurde über die Entwicklung des Frauenstudiums in Dänemark berichtet. Im Anschluß daran interessiert es vielleicht die eine oder andere der Leserinnen zu vernehmen, daß in dänischer Sprache ein Buch über die Schweiz existiert, das auch in herzlichen Worten einer schon bald wieder der Vergessenheit anheimfallenden Arbeit von Schweizerfrauen gedenkt: jener Arbeit der Barmherzigkeit und Uneigennützigkeit, die den Evakuierten und Internierten in der Schweiz zuteil wurde. „Zwischen Flüchtlingen und Gefangenen" nennt sich das Werk der dänischen Schriftstellerin Dora Overgaard, die gegenwärtig in der Schweiz zur Erholung weilt. Ueber ihr Buch schreibt „Berlingske Tidende" u. a. folgendes: „Was über die positiven Berichte hinaus diesem Buche sein Gepräge gibt, ist eines Frauenherzens Freude und Stolz über das Mitleben in einer Arbeit, die aufbaut, wo andere herunterrissen und die schweren Wunden heilt, worunter die Welt jammert . . . Man verfolgt unter Lachen und Weinen das Schicksal der Einsamen, der Familienväter, der Mütter, der kleinen Kinder, Völkerschaften auf der Wanderung, Gutgestellte und Arme in die gleichen Verhältnisse gebracht durch die Vertreibung aus dem Vaterland . . . . Das Buch klagt nicht an und verteidigt nicht. Es erzählt in einer künstlerischen Form, was eine kleine Nation auszurichten vermag, wenn sie Herz und Willen genug hat . . ." Und „Mestwed Avis" schließt seine Besprechung des Buches so: „Die, welche ‚Zwischen Gefangenen und Flüchtlingen' gelesen haben, werden künftig mit Ehrerbietung Dänemarks Bruderfahne, das schweizerische weißrote Kreuzbanner, betrachten."

Th.

Ferienlager der Bachthalerinnen.

Wald und Wiesen duften und leuchten in der Herbstsonne.

Hinaus aus den Gassen!

Wir ziehen nach Lostorf im Jura ins Ferienlager der Bachthalerinnen. Wir wollen aus dem engern Kreis unserer eigenen Schule und Stadt hinaustreten in einen weitern Ring, wo sich feine Fäden knüpfen zwischen uns jungen Mädchen von hüben und drüben. Wir freuen uns auf die heißen Kämpfe des Ballspiels, die frohen Wanderungen und Lieder. Referate über den „Wert der Schulbildung" und die Frage: „Gibt es nur einen Weg zu Gott", sollen uns helfen, unsere Gedanken zu klären und ein festes Ziel ins Auge zu fassen. In kleinen Kursen versuchen wir, die Bibel besser zu verstehen.

Unser Lager! Du bist beides: Freude und Ernst; reiches Leben!

* * *

Das Ferienlager der Bachthalerinnen, einer schweizerischen Vereinigung von Mittelschülerinnen, findet vom 9.—14. Oktober 1926 im Bad Lostorf bei Olten statt. Sollte jemand gerne etwas an die Lagerkosten beitragen, weil wir den Preis so niedrig halten möchten, daß soziale Verhältnisse an der Teilnahme nicht hindern, so sei er unseres herzlichen Dankes gewiß. Zu jeder Auskunft ist im Auftrag der Lagerleitung gerne bereit

Dr. Nelly Mousson, Zürich, Selnau.

Wegweiser.

Herbstferienkurs.

Der bernische Verein abstinenter Lehrer und Lehrerinnen veranstaltet vom 27. September bis 4. Oktober auf der **Lüderalp** einen Herbstferienkurs, an dem Uebungen, Vorträge und Exkursionen abgehalten werden. Vorträge werden gehalten über: „Fragen der Volksgesundheit", „Jugend und Beruf", „Fragen der Volksbildung", „Persönliche Freiheit und Verantwortung", „Voraussetzungen zum Religionsunterricht", Klassenlektüre", „Astronomie in der Volksschule" usw.

Kurs für Säuglingsfürsorgerinnen und Leiterinnen von Mütterberatungsstellen.

In Bern findet vom **14.—16. Oktober** ein Kurs für Säuglingsfürsorgerinnen und Leiterinnen von Mütterberatungsstellen statt, der von Pro Juventute einberufen und durchgeführt wird. Anmeldungen sind bis zum 8. Oktober an das Bezirkssekretariat Pro Juventute, Gerechtigkeitsgasse 58, Bern, zu richten.

Schweizerische Ausstellung für Frauenarbeit.

Auf Sonntag, den 26. September, ist nach **Olten** zur **ersten Vollsitzung** die **große Ausstellungskommission** der schweizerischen Ausstellung für Frauenarbeit einberufen. Die schweizerischen Verbände wie auch die Delegierten der kantonalen Kommissionen werden dazu ihre Vertreterinnen entsenden. Auf der Traktandenliste stehen: Die Genehmigung des Ausstellungsprogramms und -Reglementes, sowie der Gruppenreglemente und des Finanzplanes; ferner einige Bureauersatzwahlen, sowie die Bestätigung der Wahlen des Organisations-, des Ausstellungs- und der Gruppenkomitees. Auch einige prinzipielle Fragen warten noch der definitiven Erledigung.

Luzern: Montag, den 20. September, 20¼ Uhr, in der Aula der Kantonsschule: **Frauenarbeit für Friede und Völkerbund**, Vortrag von Frau Adele Schreiber-Krieger, veranstaltet vom Verein für Frauenbestrebungen Luzern.

Redaktion.
Allgemeiner Teil: Helene David, St. Gallen, Tellstr. 19 (Telephon 25.13).
Feuilleton: Gertrud Niederer, Zürich, Haumesserstr. 33 (Telephon S. 28.49).

Bin sehr zufrieden mit Ihrem
Sykos Feigenkaffee. Verwende ihn als Zusatz zu Bohnenkaffee, und werde ihn wie bis anhin im Kreise meiner Bekannten empfehlen.
Frau Lütolf in L. 7
SYKOS
Ladenpreise: SYKOS 0.50, VIRGO 1.50, NAGO, Olten

Krisit
Das Putzmittel für alles
HENKEL & Cie A.G., BASEL
D219a

Birkenblut
erzeugt prächtiges, üppiges Haar. Es hilft, wo alles andere versagt. Heilt Haarausfall, Schuppen, kahle Stellen, spärlichen Haarwuchs. In ärztl. Gebrauch. Mehrere tausend lobendste Anerkennungen u. Nachbestellungen. **Große Fl. Fr. 3.75. Birkenblutshampon**, der B ste 30 Cts. **Birkenblutcrème** geg. trock. Haare, p. Dose Fr. 3.— und 5.—. **In Apothek., Drogerien, Coiffeurgesch.** u. durch **Alpenkräuterzentrale am St. Gotthard, Faido.** Verl. Sie Birkenblut, sonst haben Sie nicht das Richtige!

welcher Duft
KOCHFETT SCHWEIZER-PERLE
„Mit Naturbutter"
3 Qualitäten A, B, C
Kochfett-Fabrik „Schweizer-Perle" A.-G. Zürich, Rämistr. 14.

Zu verkaufen
in der Urschweiz schön gelegenes
Heimwesen
¼ Std. von Bahnhof (Zentrale) mit prachtvoller Aussicht auf See und Gebirge, ringsum abgeschlossen von Felsen, Zufahrtsstr., Futterertrag für 6 Kühe, schöner Wald, prima eigenes Quellwasser.
Auskunft erteilt Ovag A.-G. Zürich, Sihlstr. 43.

Bubi-Kopf
Haarschneidemaschine, 1/10 mm Schnitt, schneidet wie rasiert (kein Verletzen). **Feinstes Fabrikat** Fr. 8.50 franko. **M. Scholz, Basel. 2**

Viele
100'000
RAS-Dosen wandern jährlich hinaus in alle Gaue des Schweizerlandes. Zu Stadt und Land, selbst im entlegenen Weiler ist Schuhcrème RAS zu finden — seit Jahrzehnten bekannt und beliebt wegen ihrer guten Qualität, Feinheit und Ausgiebigkeit. Jede Dose RAS, die Sie kaufen, verlängert die Lebensdauer Ihrer Schuhe.

Die Ueberlegenheit
von Maggi's Suppen liegt in ihrer unvergleichlichen Güte; sie sind aus allerbesten Rohstoffen, zum Teil aus selber gepflanzten Gemüsen, unter Beobachtung größter Sorgfalt hergestellt. Maggi's Suppen stehen jedem Tische wohl an.
1 Würfel für 2 Teller 15 Rp.

In arge Verlegenheit
bringen uns oft Flecken in Kleidern, Teppichen etc. Verwenden Sie die altbewährte Crème „Propre" Sie sind sicher zufrieden à 1.50
Magazine z. Globus Aarau oder durch **Propre Versand Altstätten** (St. Gall.)

Tessinertrauben

Ia, süsse	10 kg	Fr.	6.—
	5 „	„	3.50
Tomaten	10 „	„	4.50
Feigen	10 „	„	6.—

versendet gegen Nachnahme
Wüthrich-Glantini, Brione s/M.

Haus Meienberg
Jona bei Rapperswil a. Zürichsee
Kuranstalt für weibl. Nervenleidende u. Erholungsbedürftige
Prospekte durch die Besitzerinnen und Leiterinnen:
Dr. med. **S. Stier.** **N. Hiller.** 37

Weshalb zählen wir zu unsern ständigen Kunden? **20,000 Damen**
Weil diese wissen, dass ihre gewobenen
zerissenen Strümpfe
zum Preise von 65 Cts. (aus 3 Paar 2 Paar) oder zu Fr. 1.10 mit neuem starkem Tricot tadellos repariert werden. (49
Ein Versuch, und auch Sie werden unser treuer Kunde. — Füsse sollten nicht abgeschnitten werden. (OF 492 Ch.)
Strumpf-Reparaturfabrik Flums No. 101 (St. Gall.)

DER STOLZ
der Hausfrau ist unstreitbar **NUSSGOLD,** das feine butterhaltige Kochfett, welches in jede Küche Freude bringt. — Wollen Sie nicht auch einen Versuch machen? **NUSSGOLD** wird dank seiner Güte überall verlangt und auch überall geführt!

3
NUSSGOLD
das Kochfett
für alle Speisen!

Für **Flecken-**
reinigung hat sich die Crème „Propre" seit 25 Jahren vorzüglich bewährt, à Fr. 1.50 Magazine z. Globus Aarau oder durch **Propre Versand Altstätten** (St. Gall.)

St. Jakobs-Balsam
v. Apotheker G. Trautmann, Basel
Preis Fr. 1.75
Hausmittel I. Ranges
von unübertroffener Heilwirkung für **alle wunden Stellen, Krampfadern, off. Beine, Haemorrhoiden, Hautleiden, Flechten, Brandschäden, Wolf, Sonnenstiche und Insektenstiche.** In allen Apotheken. 75
Generaldepot.
St. Jakobs-Apotheke, Basel 1

Flecken
aus Wolle, Seide Plüsch u. Sammt entfernt zuverlässig und unschädlich die altbewährte Crème „Propre" à Fr. 1.50.
Magazine z. Globus Aarau oder durch **Propre Versand Altstätten** (St. Gall.)

Kleines, ruhiges Damenheim
für 4—5 Personen
Eröffnung Herbst 1926
Zürcher Dame offeriert ruhige Zimmer in feinem Privathaus mit kleinem Garten. Zentrale Lage - Nähe Alpenquai u. Parkanlagen. — Sorgfältige Küche - Familiencharakter. - Monatlich Fr. 350 bis 400.
Referenzen gerne zur Verfügung.
Anfragen an **M. Rahn,** 27 Stockerstrasse **Zürich 2.**

PESTALOZZI-MEHL
wird als Stärkungsmittel für Rekonvaleszenten, Blutarme und Magenleidende in allen Spitälern gebraucht. Es ist das beste, angenehmste und billigste Frühstück für Erwachsene. Das beste Nahrungsmittel für Kinder, beschleunigt die Entwicklung der Knochen und Muskeln und **entfernt die Kinderdiarrhöe.** 1060
Die Büchse 500 Gr. Fr. 2.60 überall zu haben

TÖCHTER-INSTITUT VOGEL, HERISAU.
Gute Schule, sorgfältige individuelle Erziehung. Ergänzender Schulunterricht. Stärkendes Klima. Fröhliches Familienleben. (11

Wald-Kurhaus
WEISSENBURG-BAD
Thermal- u. Luftkurort I. Ranges = 900 m über Meer
Linie Spiez-Montreux

Einzigartige Lage inmitten grossartigen Naturparkes. - Vorzügliche Ausflugsgelegenheiten nach allen Richtungen. - Vollständig renoviertes Kurhaus. - Komfort, Ruhe, Unterhaltung (Orchester, Tennis, Billard u. s. w.) - Ganz vorzügliche Küche. - Garage.

Eine Kur mit dem gipshaltigen Weissenburger Thermalwasser heilt nicht nur Bronchialkatarrhe, chron. Katarrhe der oberen Luftwege, Pleuritis, Asthma Exudate, sondern sie wirkt auch vorbeugend gegen die gefürchteten Krankheiten während den nassen Jahreszeiten. Keine Lungenkranken. Solbäder, Fichtennadel- und Sprudelbäder. Pension von Fr. 10.— an. Spezialarrangement für Familien. **Haecky & Jenni,** Bes.